

Der hebräische Text des Alten Testaments – Neuere Forschungen und ihre Vermittlung

Dominique Barthélemy, Les Devanciers d'Aquila (VTS 10), Brill Leiden 1963, XIV + 272 S. – *Beate Ego / Armin Lange / Hermann Lichtenberger*, Biblia Qumranica. Bd. 3: Minor Prophets, Brill Leiden 2004, XXV + 195 S. – *Karl Elliger / Hans Peter Rieger u. a.*, Biblia Hebraica Stuttgartensia, Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart 1967–1977, 5. verb. Aufl. 1997 (= 2007), LV + 1574 S. – *Alexander Achilles Fischer*, Der Text des Alten Testaments. Neubearbeitung der Einführung in die Biblia Hebraica, Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart 2009, IX + 379 S. – *Martin Karrer / Wolfgang Kraus*, Septuaginta Deutsch. Erläuterungen und Kommentare, Bd. I und II, Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart 2011, XXXIV + XXVI* + 3151 S. – *Wolfgang Kraus / Martin Karrer*, Septuaginta Deutsch. Das Alte Testament in deutscher Übersetzung, Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart ²2010, XXVIII + 1514 S. – *Siegfried Kreuzer*, Text, Textgeschichte und Textkritik des Alten Testaments. Zum Stand der Forschung an der Wende des Jahrhunderts: ThLZ 127 (2002), 127–156. – *ders.*, Textkritik, in: *ders.* u. a., Proseminar I. Altes Testament, Kohlhammer Stuttgart ²2005, 26–48. – *ders.*, Papyrus 967 – Bemerkungen zu seiner buchtechnischen, textgeschichtlichen und kanongeschichtlichen Bedeutung, in: Die Septuaginta. Texte, Kontexte, Lebenswelten (WUNT 219), J.C.B. Mohr Tübingen 2008, 65–81. – *Armin Lange*, Handbuch der Textfunde vom Toten Meer, Bd. 1: Die Handschriften biblischer Bücher von Qumran und den anderen Fundorten (HTTM1), J.C.B. Mohr Tübingen 2009, XVI + 583 S. – *Adrian Schenker u. a.* (Hg.), Biblia Hebraica Quinta, Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart 2004 ff. – *Emanuel Tov*, Der Text der Hebräischen Bibel: Handbuch der Textkritik (übersetzt von Heinz-Josef Fabry u. a.), Kohlhammer Stuttgart 1997, XXXIV + 376 S. – *ders.*, Textual Criticism of the Hebrew Bible, 3rd. ed., revised and expanded, Minneapolis, MN, 2012, LVIII + 481 S. – *Eugene Ulrich*, The Biblical Qumran Scrolls (VTS 134), Brill Leiden 2010. – *Ernst Würthwein*, Der Text des Alten Testaments. eine Einführung in die Biblia Hebraica, Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart (1952) ⁵1988, 261 S.

Während die Diskussion um literarische und exegetische Fragen oder theologische Intentionen der verschiedenen Schriften des Alten Testaments viel Aufmerksamkeit erfährt, werden die Fragen des zu Grunde liegenden Textes oft als einfach gegeben betrachtet. Aber auch bei der Erforschung des Textes des Alten Testaments gibt es neue Entdeckungen und wichtige Entwicklungen. Bevor wir darauf eingehen, wie diese Entwicklungen in den beiden neueren Lehrbüchern von Alexander A. Fischer und von Emanuel Tov präsentiert werden, seien zunächst die wichtigsten Entwicklungen genannt.

1. Neuere Entwicklungen zum Text des Alten Testaments

1.1 Der zweifellos wichtigste Textfund ist die Entdeckung der Schriften aus den Höhlen von Qumran und der Wüste Juda. Nachdem lange Zeit die gruppenspezifischen Schriften im Zentrum des Interesses standen, wurde schließlich doch

auch die Bedeutung der biblischen Texte erkannt (bzw. nach den ersten Diskussionen in den 1950er- und 60er-Jahren auch wieder entdeckt). Die wichtigste Erkenntnis ist die Beobachtung der Mehrgestaltigkeit des hebräischen Textes in der frühjüdischen Zeit. (Das wusste man im Prinzip auch schon früher auf Grund des Nebeneinanders von MT, Septuaginta und Samaritanus, aber nun wurde deutlich, dass ein erheblicher Teil der Differenzen nicht auf die Samaritaner bzw. auf die Übersetzer der Septuaginta zurückgeht, sondern bereits im Frühjudentum und in den hebräischen Texten vorhanden war). Diese Entdeckung ist von prinzipieller Bedeutung für den hebräischen Text, sie hat aber auch die Wahrnehmung der Septuaginta und des samaritanischen Textes verändert.

1.2 Eine wichtige Beobachtung ist, dass die Septuaginta schon in vorchristlicher Zeit hebraisierend bearbeitet wurde. Das ändert nicht nur die Wahrnehmung der jüngeren jüdischen Übersetzungen aus dem 2. Jh., sondern auch die alte Erklärung, dass diese Übersetzungen entstanden, weil die Septuaginta von den Christen verwendet wurde.

Für die textgeschichtliche Arbeit bedeutet diese Bearbeitung, dass immer wieder zu fragen ist, ob man die ältere oder die isomorph-hebraisierend bearbeitete Textform (Es geht dabei um die sog. kaige-Rezension [Barthélemy, *Les Devanciers*] bzw. eine mildere Formen der Bearbeitung, die man als semi-kaige bezeichnen könnte) vor sich hat.

1.3 Viele Beobachtungen weisen darauf hin, dass der masoretische Text des Mittelalters, wie er im Kodex Leningradensis und im Aleppokodex vorliegt, die zu Grunde liegende antike Textform sehr gut wiedergibt, dass aber auch dieser (proto-)masoretische Text nicht nur zufällige Fehler, sondern auch bewusste und konzeptionelle („literarische“) Änderungen enthält.

1.4 Insgesamt hat sich, vor allem durch die Qumranfunde, die für die textgeschichtliche Forschung relevante Phase nach vorne verlagert. Die wichtigsten Entwicklungen zum Text des Alten Testaments haben sich bereits in frühjüdischer und vorchristlicher Zeit vollzogen.

1.5 Die neueren Erkenntnisse führten auch zu der Frage, ob eine diplomatische Edition die einzige Möglichkeit einer „Biblia Hebraica“ ist, oder ob man auch eine eklektische Ausgabe versuchen kann und soll.

2. Neuere Quellenausgaben und Hilfsmittel

In neuerer Zeit ist eine Reihe von Editionen und Hilfsmitteln erschienen, die eine wichtige Grundlage und Ergänzung für textgeschichtliche und textkritische Forschungen darstellen.

2.1 Wie erwähnt sind die biblischen Texte aus Qumran von enormer Bedeutung für das aktuelle Bild der Textgeschichte und für die textkritische Arbeit an einzelnen Texten. Auch wenn die Edition der Qumrantexte 2005 mit den Samueltextrn endlich abgeschlossen ist und in Band XXXIX der *Discoveries in the Judaean Desert* (DJD) ein ausgezeichnetes Register vorliegt, so ist es doch mühsam, die in den DJD-Bänden verstreuten biblischen Texte aufzusuchen. Hier ist die Zusammenstellung der *Biblical Qumran Scrolls* (BQS) von Eugene Ulrich, erschienen 2010 als VTS 134, eine große Hilfe. In BQS werden die Texte so wie in DJD wiedergegeben. D.h. man sieht die Zeileneinteilung der Manuskripte, man sieht, was zu lesen ist und was ergänzt wurde, und es sind die paratextlichen Elemente vermerkt. Ebenfalls übernommen ist die textkritische Diskussion. Lediglich die einleitenden Beschreibungen der Handschrift einschl. der Frage der Entstehungszeit sind nicht übernommen. Die Belege sind nicht nach Handschriften, sondern in der Reihenfolge des biblischen Textes geordnet. Dadurch kann man sehr rasch sehen, zu welchen Stellen es überhaupt Belege aus Qumran gibt und wie diese aussehen bzw. auch, in welchem Zustand sie sind. Bei Jesaja und bei den Psalmen ist darauf zu achten, dass die große Rolle (1QJes^a bzw. 11QPs^a) und die kleinen Fragmente separat geboten werden.

2.2 Vom Konzept her einerseits größer, andererseits kleiner ist die von Beate Ego u. a. herausgegebene *Biblia Qumranica*, von der bisher der Band zum Zwölfprophetenbuch erschienen ist. Darin werden synoptisch neben dem masoretischen Text die Texte aus Qumran sowie weitere antike Texte und der Septuagintatext dargeboten. Hier gibt es, weil ja die verschiedenen Texte selbst aufgeführt sind, zwar einzelne Bemerkungen aber keinen Apparat. Das ist besonders bei der Septuaginta zu beachten, die nach der Göttinger Ausgabe zitiert ist, wobei Josef Ziegler sich (entgegen den üblichen Regeln) meistens für die dem MT nahe stehende Lesart entschied.

2.3 Ein wichtiges Hilfsmittel zu den Qumrantexten ist das Handbuch zu den Textfunden vom Toten Meer, Bd. 1: *Die Handschriften biblischer Bücher von Qumran und den anderen Fundorten*, 2009, von Armin Lange. Hier wird der Textbestand zu jedem der alttestamentlichen Bücher genau erfasst und beschrieben. Zu vielen der Bücher wird auch ein Stemma der verschiedenen Handschriften, einschließlich der Septuaginta und, sofern relevant, auch anderer Übersetzungen geboten. Die Stemmata zeigen auf ihre Art, wie sehr sich die textgeschichtliche und auch die textkritische Diskussion in die frühjüdische Zeit verlagert hat.

2.4 Ebenfalls ein wichtiges Hilfsmittel auch für den hebräischen Text sind die von Martin Karrer und Wolfgang Kraus herausgegebenen Bände von *Septuaginta Deutsch*. Die Übersetzung (LXX.D) gibt durch Kursivierung bzw. durch ⁺ zu erkennen, wo ein Unterschied zum hebräischen Text vorliegt. Da viele Differenzen

auf eine andere hebräische Vorlage zurückgehen, ergeben sich zugleich Hinweise auf die hebräische Textgeschichte. Im Erläuterungs- und Kommentarband (LXX.E) werden zu sehr vielen Stellen die möglichen hebräischen Vorlagen erörtert, wobei viele Vorschläge gemacht werden, die in der *Biblia Hebraica* (noch) nicht genannt sind. Im Handbuch zur Septuaginta, Bd. 1, Einleitung in die Septuaginta (LXX.H1) wird der Bezug zur hebräischen Vorlage thematisiert und damit zumindest zum Teil auch die Eigenart des hebräischen Textes.

2.5 An dieser Stelle ist auch die von Adrian Schenker herausgegebene *Biblia Hebraica Quinta* (BHQ) zu erwähnen. Die Neubearbeitung der *Biblia Hebraica* ist vor allem durch die Qumranfunde veranlasst, die allerdings soweit damals möglich auch schon in die *Biblia Hebraica Stuttgartensia* (BHS) eingearbeitet worden waren. Ein weiterer wichtiger Impuls wurde die Begeisterung für den Masoretischen Text, die ebenfalls durch die Qumranfunde ausgelöst wurde, sowie offensichtlich auch das Hebrew University Bible Project, das auf dem 1956 wieder aufgetauchten Aleppokodex basiert, der ca. 100 Jahre älter ist als der Kodex Leningradensis, bei dem aber jetzt fast der ganze Pentateuch verloren ist. Die Hochschätzung der masoretischen Handschriften zeigt sich darin, dass in BHQ der Leningradensis im Obertext inklusive der Schreibfehler wiedergegeben wird, und dass andererseits die bekannten textkritischen Verweiszeichen (die hochgestellten Buchstaben wie ^a oder ^{b-b} etc.) aus dem „heiligen“ Text verbannt wurden, wodurch nicht nur das Arbeiten mühsamer sondern auch der Apparat länger wurde. Positiv ist, dass ein neues vereinfachtes Siglensystem eingeführt wurde, das im Prinzip die einzelnen Textgruppen mit einem Buchstaben und die einzelnen Handschriften mit einem hochgestellten Index kennzeichnet (z. B. M^l für Masoretischer Text, Kodex Leningradensis). Den einzelnen Varianten ist ein Stichwort beigegeben, das die wahrscheinliche Entstehung erklärt, z. B. ditt = Dittographie. Die bisher erschienenen Einzelbände enthalten neben dem Text mit Apparat auch eine Einleitung, einen textkritischen Kommentar und eine Erklärung der Kleinen und der Großen Masora.

Symptomatisch erscheint, dass syrische Lesarten nicht mehr in Umschrift sondern in syrischer Schrift wiedergegeben werden (obwohl dies in den ursprünglichen Richtlinien nicht so festgelegt war). Insgesamt wird der Gelehrte gut bedient, während es für die Studierenden nicht einfacher wird. (Das entspricht der Gegebenheit, dass m.W. nur mehr zwei Bearbeiter aus dem deutschen Sprachraum kommen und dass weltweit gesehen Hebräischkenntnisse bei den Studierenden eher eine Ausnahme geworden sind).

3. Der „neue Würthwein“: Alexander Achilles Fischer, Der Text des Alten Testaments

Wohl allen Studierenden der Theologie ist *Ernst Würthweins* „Der Text des Alten Testaments“ ein Begriff. Spätestens bei der Anfertigung der Proseminararbeit musste man darin nachlesen. Würthweins Werk erschien 1952 als Begleitbuch zur *Biblia Hebraica* und letztmals 1988 in fünfter Auflage. Würthwein hat sein Werk immer wieder aktualisiert und z. B. die Bedeutung der Qumrantexte erklärt oder für die Septuaginta die Ergebnisse bezüglich der hebraisierenden („kaige“-) Rezension berücksichtigt. Nachdem Ernst Würthwein 1996 in hohem Alter verstorben war, war nun eine Neubearbeitung überfällig. Fischer hat sich dieser Aufgabe unterzogen, wobei er einerseits die Kontinuität wahrt (siehe den Untertitel), andererseits aber nicht nur aktualisiert, sondern auch erweitert (gegenüber 261 jetzt 379 Seiten). Insgesamt bleibt das Buch in seinem Aufbau gleich. Die großen Hauptteile sind: A. Der hebräische Text der Bibel (S. 5–111), B. Die alten Übersetzungen (S. 113–184) und C. Die Textkritik (S. 185–245). Es folgen D. Bildtafeln (S. 247–343) und ein Anhang mit Glossar zur Textkritik, den Abkürzungen von BHS und BHQ sowie Literaturverzeichnis und Register (S. 345–379).

Der erste Teil beginnt wie bei Würthwein mit Schrift, Sprache und Schreibmaterial. Diese Zuordnung passt für Sprache und Schrift, die Ausführungen zum Schreibmaterial bis hin zu Rolle und Kodex gelten aber nicht nur für die hebräischen Texte.

Die Darstellung ist anschaulich und bezieht auch neueste Forschungen mit ein (bis hin zu Hartmut Stegemanns These, dass man in Qumran das Leder für die Schriften selber mit Hilfe der Salze vom Toten Meer produziert habe). Bei der Entwicklung zum Kodex könnte man Papyrus 967 erwähnen, der den Übergang sehr schön repräsentiert (Kreuzer, p967).

Zum Masoretischen Text geht Fischer stark auf die entstehungsgeschichtlichen Diskussionen zum Kanon ein. Ob man sagen kann, dass „heilige Schriften“ im frühen Judentum noch keine kanonische Größe bezeichneten, sondern als „Schriften des Heiligtums“ gesehen wurden“ (23) erscheint mir gerade auch angesichts von Qumran nicht so sicher.

Fischer referiert die bekannte Diskussion um die Heiligkeit von Kohelet und Hoheslied. Wenn es keine Synode von Jamnia gab, wäre zu überlegen, ob man nicht auch auf diese Überschrift (26) verzichten und z. B. von Lehrhausdiskussionen in Jamnia oder von Diskussionen über die Abgrenzung des Kanons sprechen soll. Übrigens geht die Bezeichnung „Synode von Jamnia“ auf Heinrich Graetz zurück, der damit den christlichen Lesern seiner vielbändigen Geschichte Israels (1853–1875) die Bedeutung des Geschehens in Jamnia vermitteln wollte.

Zur Sache würde ich fragen, ob bzw. wie die „allgemeine und als verbindlich betrachtete Anerkennung autoritativer Schriften“ (27) wirklich von der Festlegung eines Kanons zu unterscheiden ist (zumal der Kanongedanke im Hellenismus durchaus bekannt war und sich andererseits die Kanonfrage bei einzelnen Rollen anders darstellt als bei einem gebundenen Kodex). Bezüglich der Fixierung des Textes sagt Fischer allerdings zu Recht, dass „der sog. ‚kanonische Endtext‘ bezogen auf die hebräische Textgestalt des Alten Testaments keine historische Größe, sondern eine dogmatische Festlegung“ ist (27).

Die Bemerkungen zu Überlieferung und Konjekturen folgen dem klassischen Modell. Die Vokalisation des Qere von *Jhwh* ohne Choläm (יהוה) wird von *Sch^ema* (aram.: der Name) her erklärt, was dann als *Adonaj* oder als *Ha-Schem* gelesen werden soll. M.E. ist es richtiger, die Auslassung des Choläm in der Ersatzlesung als nochmaligen Hinweis auf die Heiligkeit zu verstehen und die Lesung *Sch^ema* als sekundäre Deutung. Bei den Sebirin (Meinungen) gibt es die Diskussion, ob sie (wie Qere) gelesen oder nicht gelesen werden sollen. F. folgt der Meinung, dass die Sebirin eine Variante referieren, die nicht gelesen werden soll (so auch Tov, Textual Criticism, s.u.), er vermerkt aber m. E. zu Recht, dass diese Deutung nicht zu allen Belegen passt. Hier wie auch bei den anderen Kategorien könnte die Zahl der Fälle genannt werden, die übrigens in den verschiedenen Handschriften unterschiedlich ist.

F. erörtert ausführlich die Aktivitäten der Masoreten, nicht zuletzt die verschiedenen Vokalisationssysteme. Der Satz „Daraus folgt mit Bestimmtheit, dass die Textkritik nicht vom vokalisiertem, sondern vom reinen Konsonantentext auszugehen hat“ ist nicht falsch, erscheint mir jedoch zu pointiert. Denn einerseits lassen sich die Aspekte meistens doch nicht trennen (nicht erst die Punktation, auch schon die häufige Pleneschreibung zeigte die Vokale an) und andererseits gehen die Lesetraditionen (wie man häufig bei der Septuaginta sehen kann), oft schon in die Antike zurück.

Die Beschreibung der drei Funktionen der masoretischen Akzente ist übersichtlich und hilfreich. Bei der im 16. Jh. eingeführten Verszählung ist der Begriff „Durchnummerierung“ hilfreich, weil ja die Abgrenzung der Verse durch Sof Pasuk alt ist. (Übrigens gab es schon zur Zeit Luthers eine Zählung der Verse in den Psalmen, die dann in den Drucken von Robertus Stephanus in Genf zunächst auf das Neue Testament, dann auf die ganze Bibel angewandt wurde. Die Bezeichnung der Einheiten als ‚Verse‘ kommt von der ursprünglichen Anwendung auf poetische Texte, die dann verallgemeinert wurde).

Dass viele Konkordanzhinweise der Masora „heutzutage ... mit Hilfe eines Computerprogramms recherchiert werden“ können (47), ist richtig, es ging aber auch schon mit gedruckten Konkordanzen. F. bietet einen schönen Überblick über die wichtigsten mittelalterlichen [hebräischen!] Bibelhandschriften (51–56). Den

Kodex Petropolitanus Babylonicus sollte man aber m.E. nicht hinten anhängen, sondern wie die anderen Handschriften in der chronologischen Reihenfolge einordnen.

Bei der Kairoer Geniza wird erfreulicherweise nicht mehr der Begriff Rumpelkammer verwendet (so noch bei Würthwein, Text, 13: „eine Art Rumpelkammer“). M.E. wäre Archiv die beste Bezeichnung. Bezüglich der Auffindung folgt F. leider der alten Geschichte, dass die Geniza 1896 zufällig gefunden wurde. Dieser typischen Entdeckersage steht heute die Information gegenüber, dass die Kairoer jüdische Gemeinde schon in den 1860er-Jahren begonnen hatte, Manuskripte zu verkaufen (Stefan C. Reif: *A Jewish Archive from Old Cairo*, 2000, und Phyllis Lambert [Hg.]: *Fortifications and the Synagogue: The Fortress of Babylon and the Ben Esra Synagogue*, London 1994; vgl. Kreuzer, Text, 128–130); möglicherweise hatte schon Firkowitsch den Kodex Leningradensis aus Kairo geholt).

Schließlich bespricht F. die wissenschaftlichen Textausgaben: *Biblia Hebraica Stuttgartensia* (mit einigen Bemerkungen zur Kittelbibel), *Biblia Hebraica Quinta*, *Hebrew University Bible Project*, sowie die geplante *Oxford Hebrew Bible*, die eine eklektische Ausgabe sein wird (und neuerdings in „*The Scholars Hebrew Bible*“ umbenannt wurde; Initiator und Hauptherausgeber ist Ronald Hendel).

Ein umfangreicher Abschnitt gilt den Bibelhandschriften vom Toten Meer (68–95). F. erörtert nicht nur die Texte, sondern auch die Siedlung (einschl. eines Planes) und die (zur Zeit der Abfassung des Buches wieder aufgeflamte) Diskussion um ihre Funktion (und die These von H. Stegemann, *Die Essener, Qumran, Johannes der Täufer und Jesus* 1993, zuletzt 2007, dass man gleich neben Qumran, mit Hilfe der Salze aus dem Toten Meer, das Leder für die Rollen erzeugt habe). F. benennt die Zitierweise für die Handschriften, beschäftigt sich aber auch mit der Datierung durch die C^{14} -Methode und durch Paläographie und benennt das Phänomen der sog. qumranischen Schreiberpraxis (mit dem berechtigten Hinweis, dass die Bezeichnung nicht besagt, dass man nur in Qumran so geschrieben habe). Es folgen Angaben zum Bestand der biblischen Handschriften sowie deren Gesamtzahl und Zustand und eine Liste mit den Nummern und den biblischen Büchern (4Q28 = 4QDtn^a usw.). Die Hinweise zum mühsamen Auffinden in den DJD-Bänden sind jetzt durch die oben erwähnte Zusammenstellung durch E. Ulrich in BQS nur mehr ergänzend nötig.

Anschließend werden sechs verschiedene, repräsentativ ausgewählte Handschriften genauer vorgestellt und wird der Ertrag der biblischen Handschriften aus Qumran für unsere Kenntnis der Textgeschichte festgehalten. Es folgt noch das Thema der Klassifizierung der Texte. Gegenüber Emanuel Tov, der von 5 Gruppen sprach (proto-MT, protosamaritanisch, Vorlagetexte der Septuaginta, non-aligned texts und Texte in qumranischer Schreiberpraxis) folgt F. soweit ich sehe meiner Kritik (Kreuzer, Text, 132–135), dass die Kategorie Schreiberpraxis auf einer an-

deren Ebene liegt als die inhaltliche Bestimmung nach der Nähe zu den bekannten Texttraditionen von MT, Septuaginta und Samaritanus. Die Zahlenangaben zu denen auch F. sagt, dass es sich nur um Orientierungswerte handeln kann (90) würde ich weiterhin mit großer Skepsis betrachten. Abgesehen davon, dass man für einen Vergleich mit dem samaritanischen Texttyp nur die Pentateuchtexte heranziehen darf (was in der Literatur nicht immer beachtet wurde), spielt nicht nur ein gewisses Maß an Subjektivität eine Rolle, sondern auch die Definition. So bietet F. eine Tabelle, die für die protomasoretischen Texte 50 % und für die „nicht-masoretischen G-Vorlagetexte“ nur 5 % benennt. Dabei werden Septuagintatexte mit Übereinstimmungen mit MT automatisch MT zugeschlagen. Wie würde umgekehrt die Statistik für „nicht-Septuaginta masoretische Texte“ (also für jene Texte, die nicht mit anderen übereinstimmen, sondern nur spezifisch masoretisch sind) aussehen? – Doch insgesamt bietet dieses Kapitel eine schöne und informative Übersicht zu Qumran und den dort gefundenen Bibelhandschriften, die allerdings teilweise über das hinausgeht, was für die Textkritik notwendig ist, weil der textkritische Wert einer Lesart nicht von den allgemeinen Zuordnungen sondern von ihrem konkreten Inhalt abhängt.

Etwas kürzer ist das Kapitel über den Samaritanischen Pentateuch (96–111). Auch hier holt F. weit aus und beginnt mit der Geschichte der Samaritaner und dem Tempel auf dem Garizim. Dabei werden auch die neueren Grabungen auf dem Garizim und der Nachweis eines Tempels bereits für das 5. Jh. erwähnt. Die rezente Legende, dass die Bezeichnung Samaritaner nicht mit dem Namen der Stadt bzw. des Landes Samaria zusammenhängt, sondern mit šamar = behüten, bewahren, im Sinn von „Bewahrer der göttlichen Thora“ hätte F. nicht unkommentiert wiedergeben sollen. Wesentlich für die Textgeschichte ist, dass das Schisma offensichtlich erst gegen Ende des 2. Jh. v. Chr. erfolgte, wozu auch passt, dass es in Qumran in Handschriften des 2. Jh. einen ganz ähnlichen Texttyp gibt (bei F. als prä-samaritanisch bezeichnet). Diese Texte lassen erkennen, dass viele der scheinbaren Besonderheiten des Samaritanus, insbesondere die harmonisierende Tendenz, allgemeiner verbreitet waren (übrigens auch in den Vorlagen der Septuaginta; S.K.; siehe dazu z. B. E. und H. Eshel, *the Samaritan Pentateuch's Compilation . . .*, in: FS E. Tov, VTS 94, 2003, 215–240). Die Zahl der spezifisch samaritanischen Ergänzungen bzw. Korrekturen ist damit wesentlich geringer als lange Zeit behauptet (es bleiben vor allem Stellen wie die Ergänzung des Gebots der Gottesverehrung auf dem Garizim in Ex 20).

Teil B behandelt die alten Übersetzungen, zuerst – entsprechend der Bedeutung für die Textkritik – die Septuaginta, dann die übrigen Übersetzungen. Merkwürdigerweise beginnt F. die Erörterung der Septuaginta mit der Kanonfrage, wobei er vom Osterfestbrief des Athanasius von Alexandrien von 376 n. Chr. ausgeht. F. will dabei zwischen Septuaginta als Kanon und Septuaginta als Text

(um den es im Folgenden gehen soll; 116) unterscheiden. Dass bei der „Kanonübersicht“ die Bücher der hebräischen Bibel mit den Bezeichnungen der Buber'schen Übersetzung wiedergegeben werden („Gesang der Gesänge“, „Versammler“ etc.) ist etwas überraschend (bietet aber für Studierende vielleicht eine kleine Begegnung mit dieser kaum mehr bekannten Übersetzung).

Dass „Old Greek“ im Englischen nicht einfach für Septuaginta steht, sondern deren ältesten Text bezeichnet, wird zu wenig deutlich (116). Auch die Wiedergabe mit „altüberlieferter Septuagintatext“ (ebd.) ist zu unspezifisch, denn „Old Greek“ meint nicht einen alten sondern den ältesten Text der Septuaginta.

Zu Recht verweist F. darauf, dass die Septuaginta „sowohl möglichst treue Wiedergaben des hebräischen Grundtextes enthält, als auch eigenständige ... Neuinterpretationen“ (118), was für die Textkritik zu beachten ist. Es folgt die übliche Diskussion des Aristeasbriefes und der Erweiterung der Entstehungsgeschichte zu einer Übersetzungslegende, durch die die göttliche Inspiration zum Ausdruck kommt. Die folgende Aussage: „Durch das Inspirationswunder verfügte die Kirche fortan über einen göttlich autorisierten Bibeltext. Die Septuaginta ist endgültig zu einem christlichen Buch geworden“ (121) ist jedoch problematisch. Dieser Satz überspringt, dass der wunderhafte Aspekt schon bei Philo von Alexandria vorhanden ist und eine wesentliche Legitimation seiner Exegesen des griechischen Textes darstellt. Zunächst und auch weit in die christliche Zeit hinein war die Septuaginta die heilige Schrift des griechisch sprechenden Judentums in der Diaspora und – wie die griechischen Texte aus der Wüste Juda zeigen – auch in Palästina.

Unter „Frühe Textgeschichte“ erörtert F. Besonderheiten einzelner Bücher, u. a. die Differenzen in 1Sam 17 f. und im Jeremiabuch. Vieles ist gut und informativ; einzelnes erscheint problematisch. So sind die beiden (in Rahlfs) wiedergegebenen Texte Richter A und B nicht zwei verschiedene Übersetzungen, sondern Richter B ist die kaige-Rezension des älteren A-Textes (121f.; der A-Text ist dabei nicht der Kodex Alexandrinus sondern der von Rahlfs rekonstruierte Text). Die Wiedergabe der Tabelle zur Entstehungszeit und zum Profil der einzelnen Übersetzungen aus dem Buch von Folker Siegert (123) ist unglücklich, weil dort nicht zwischen ursprünglicher Übersetzung („Old Greek“) und hebraisierender Bearbeitung unterschieden wird.

Unter „Frühe Textzeugen“ werden einige der griechischen Texte aus Qumran und Naḥal Ḥever sowie Papyrus [Rylands] Greek 458 und Papyrus Fouad 266 beschrieben. Das weckt immerhin das Bewusstsein, dass es Texte gibt, die wesentlich älter sind als die großen Kodizes, die bei Rahlfs aber auch in der Göttinger Ausgabe im Vordergrund stehen.

Unter „Die jüdischen Rezensionen“ wird zunächst die kaige-Rezension erörtert, dann Aquila, Theodotion und Symmachus, wobei Aquila auch als Überset-

zung bezeichnet wird. Die Bedeutung der kaige-Rezension sollte noch etwas deutlicher hervorgehoben sein; nicht zuletzt auch, dass mit ihr die Revision der Septuaginta schon in vorchristlicher Zeit und damit aus innerjüdischen Gründen des Schriftverständnisses und der Hermeneutik begann. Das ist immerhin auch von Bedeutung für die Einordnung der jüngeren jüdischen Übersetzungen.

Zu Recht wird Aquila als die wirkungsvollste Konkurrenzübersetzung bezeichnet (130). Das stimmt zwar für die spätere Zeit, ob sie das schon von ihrer Entstehung her war, ist aber weniger sicher, auch wenn offensichtlich christlich besetzte Begriffe vermieden wurden. Antike jüdische Inschriften verwendeten offensichtlich gern den Aquilatext, der andererseits auch auf christlicher Seite wegen seiner Genauigkeit herangezogen wurde.

Die Hexapla wird sehr informativ dargestellt. Wichtig ist der Hinweis auf die unterschiedliche Zählweise der Spalten, je nachdem, ob man auch die hebräischen Spalten mitzählt oder nur die griechischen (Quinta, Sexta etc.).

Die folgende Überschrift lautet „Der Antiochenische Text (Lukianische Rezension)“, d. h. F. spricht nicht von „den christlichen Revisionen“, sondern (nur) von der lukianischen Rezension (die hesychianische Rezension wird nur kurz am Ende erwähnt, da sie in den Texten nicht verifiziert werden konnte und die Annahme weithin aufgegeben ist). Die Beschreibung entspricht einem heute weit verbreiteten Kompromiss, der einerseits an der Annahme einer lukianischen Rezension um 300 n. Chr. festhält, andererseits die protolukianischen Elemente des Textes stärker hervorhebt. Leider kommt auch hier wie schon bei der kaige-Rezension der Name Dominique Barthélemy nicht vor, obwohl dieser es war, der die kaige-Rezension identifiziert und ihr den Namen gegeben hatte.

Barthélemy hatte allerdings als andere Seite der Medaille festgestellt, dass der lukianische bzw. antiochenische Text (jedenfalls in Samuel-Könige, wohl aber auch darüber hinaus) mehr oder weniger die Old Greek ist und dass die Annahme einer lukianischen Rezension aufzugeben ist. (Zu diesem Ergebnis kam, auf einem etwas anderen Weg, auch Siegfried Kreuzer in mehreren Untersuchungen). Darüber hinaus wird zunehmend gesehen, dass auch in den sog. nicht-kaige-Abschnitten von Samuel und Könige sowie in vielen anderen Schriften eine, wenn auch etwas mildere hebraisierende Überarbeitung erfolgte, die nicht nur semantisch sondern auch formal (isomorph), z. B. in der Wortfolge, an den Bezugstext anpasste. Ein deutlicherer Hinweis auf das Phänomen würde auch das in BHS häufige Siglum G* (ursprüngliche Lesart der Septuaginta) besser verständlich machen.

Bei den „weiteren Übersetzungen“ werden zunächst die aramäischen Targume sehr informativ behandelt, wobei die Targume aus Qumran mit vorgestellt werden. Bei der syrischen Übersetzung geht F. von einer Übersetzung aus dem Hebräischen und zwar schon von jüdischer Seite aus, verweist aber auf eine

längere und komplexe Entstehungsgeschichte (165). Ob die sich dann ergebende frühe Datierung (vor der römischen Eroberung durch Trajan) wirklich gegen eine Entstehung im Königreich von Adiabene (so die ältere Literatur nach Josephus, *Antiquitates* XX, 17–96) spricht, erscheint mir nicht so eindeutig. Dass ein Herrscherhaus, das das Judentum angenommen hatte, die heiligen Schriften in der Landessprache haben will, ist durchaus plausibel. Gewiss ging es dabei nur um die Anfänge, die dann auch unter römischer Herrschaft oder auch an anderen Orten (Edessa, Nisibis?) fortgesetzt werden konnten. Deutlich abgehoben werden die Arbeiten von Paul von Tella (die sog. Syrohexaplaris) und von Jakob von Edessa aus dem 7. Jh.

Bei der lateinischen Übersetzung fällt auf, dass zuerst die Vulgata behandelt wird und dann erst die *Vetus Latina*, die für die Textkritik mindestens so große Bedeutung hat (vgl. die zahlreichen Nennungen im Apparat der BHS), auch wenn sie nur unvollständig überliefert ist. Bei den Handschriften wären auch noch die im Apparat der BHS zu den Geschichtsbüchern häufig genannten Fragmente L 91–95 zu erwähnen.

Die übrigen Übersetzungen (Koptisch, Äthiopisch, Armenisch, Arabisch) werden, entsprechend ihrer geringeren Bedeutung, nur kurz angesprochen. Gut ist der Hinweis, dass diese Handschriften zwar für die Textkritik des hebräischen Textes von geringerer Bedeutung sind, dass es sich aber „bei ihnen um bedeutungsvolle Leistungen [handelt], die das kulturelle Schaffen im Orient zu dieser Zeit beleuchten“ (182). – Insgesamt merkt man in diesem Bereich die starke Orientierung an E. Tov's Text der Hebräischen Bibel (s.u.).

Der dritte große Teil des Buches erörtert schließlich „Die Textkritik“. Unter Ziel und Aufgabe der Textkritik wird zunächst das Problem von Urtext und Endtext und damit auch die Frage der Abgrenzung zwischen Textkritik und Literarkritik erörtert. Diese zeitweise sehr emotional diskutierte Frage klärt sich wohl dahingehend, dass es eine Übergangszone gibt, d. h. dass wir durch die Qumranfunde mit der Textkritik in eine Phase zurückkommen, in der zum Teil auch noch eine literarische Gestaltung erfolgte. Diese Fragen bestimmen zugleich auch die Zielsetzung der Textkritik. F. erörtert dazu die Definitionen von Alfred Jepsen, Odil Hannes Steck, Reinhard Wonneberger, Siegfried Kreuzer und Ernst Würthwein und bleibt seinerseits bei einer eher allgemeinen Beschreibung der Aufgabe (197–201). Separat ausführlich erörtert werden dann noch Konjekturen und Konjekturealkritik (201–204).

Ausführlich und mit entsprechenden Beispielen werden die verschiedenen Möglichkeiten von Textverderbnissen und Textänderungen dargestellt. Schließlich folgt unter der Überschrift „Die Methode der Textkritik“ eine Beschreibung des

konkreten Vorgehens, angefangen von der „Dechiffrierung des Apparats“ (220–226) hin zu Äußerer und Innerer Textkritik.

F. schließt mit einem Loblied auf die Bedeutung und auch theologische Relevanz der Textkritik und endet mit dem Schlusssatz des Buches von Würthwein, dass „die Bemühung um den Buchstaben ... echte theologische Relevanz“ hat (243).

4. Emanuel Tov, Textkritik der Hebräischen Bibel / Textual Criticism of the Hebrew Bible

Emanuel Tov, geboren in Amsterdam und Professor an der Hebrew University in Jerusalem ist zweifellos ein Doyen der Textgeschichte der Hebräischen Bibel. Eines seiner ersten Werke war „The Text-Critical Use of the Septuagint in Biblical Research“ (1981) und zuletzt war er der Hauptherausgeber der „Discoveries in the Judaean Desert“, die er 2005 endlich zu einem erfolgreichen Abschluss brachte. Die erste Auflage des hier zu besprechenden Werkes erschien 1989 auf Hebräisch und 1992 in Englisch. Die zweite englische Auflage von 2001 war demgegenüber nur wenig verändert. Eine deutsche Übersetzung mit dem Titel „Der Text der Hebräischen Bibel: Handbuch der Textkritik“ (1997; übersetzt unter der Ägide von Heinz-Josef Fabry) brachte eine Reihe von Aktualisierungen des Autors mit ein. Die nun vorliegende dritte Auflage von 2012 ist nicht nur überarbeitet sondern auch erheblich erweitert und umfasst 481 eng bedruckte Seiten. Es ist damit das wohl umfangreichste und aktuellste (englischsprachige) Kompendium zum Thema. Abgesehen vom Haupttext enthält es ein einflussreiches Literaturverzeichnis und eine enorme Menge an Literaturangaben in den Fußnoten sowie 32 (vorwiegend auf hebräische Texte bezogene) Abbildungen.

Der Aufbau des Buches erschließt sich gut in seinen Grundzügen, ist aber dann im Detail doch sehr komplex. Es umfasst folgende zehn Kapitel: 1: Introduction (1–22); 2. Textual Witnesses (23–154); 3. History of the Biblical Text (155–190); 4. Copying and Transmitting the Biblical Text (191–262); 5. Theory and Praxis of Textual Criticism (263–268); 6. Evaluation of Readings (269–282); 7. Textual and Literary Criticism (283–326); 8. Conjectural Emendation (327–340); 9. Scholarly and Non-Scholarly Editions (341–376); 10. Computer Assisted Tools for Textual Criticism (377–382). Die auffallend unterschiedliche Länge der Kapitel ergibt sich zum Teil aus den Themen, zum Teil wohl auch aus dem Wachstum des Buches. Viele Probleme und Beobachtungen spielen in verschiedenen Zusammenhängen eine Rolle. Diese sind meist durch Querverweise erschlossen. Hier helfen auch das detaillierte Inhaltsverzeichnis und nicht zuletzt die umfangreichen Register.

Ein besonderes Kennzeichen dieses opus magnum ist die Erschließung der Forschungsgeschichte. T. nennt oft die Anfänge bestimmter Fragestellungen im 16. und 17. Jh., er verweist auf wichtige ältere Beiträge (z.B. wiederholt Carl Heinrich Cornill, aber auch Brian Walton, Otto Thenius und natürlich Julius Wellhausen) und nicht zuletzt ist er auch bestens vertraut mit den jüdischen Quellen der Antike und des Mittelalters.

Die „Introduction“ zeigt die Notwendigkeit textkritischer Arbeit und präsentiert Tov's Verständnis eines „Modern Approach to Textual Criticism“ (17–19), der im Wesentlichen durch die Qumranfunde ermöglicht und notwendig wurde. Erst danach folgt der Rückblick in die Forschungsgeschichte. Im Prinzip werden in dieser Einleitung schon die wesentlichen Fragen angerissen. Bezeichnender Weise gibt es auch einen kleinen Passus zur „Subjectivity of This Book“ (22). In diesem Sinn findet sich auch im Buch immer wieder beides: Eine breite Darstellung der Forschungsgeschichte und der verschiedenen Meinungen, aber auch klare Bewertungen und Positionen.

Das umfangreichste Kapitel ist „2. Textual Witnesses“. Hier werden die Textzeugen des hebräischen und samaritanischen Textes, die Qumrantexte sowie „Additional Witnesses“ (Silberröllchen mit dem Aaronitischen Segen; der Papyrus Nash, die Severusrolle und auch verlorene Texte) besprochen. Dem folgen die Übersetzungen, zunächst mit allgemeinen Bemerkungen zu ihrer Relevanz für die Textkritik (scil. des hebräischen Textes) und danach die einzelnen Übersetzungen (Septuaginta, Revisionen der Septuaginta), Targume, Peschitta, Vulgata, arabische Übersetzung; die Vetus Latina wird nur kurz auf S. 133 f. genannt).

Unter „Revisions of the Septuagint“ werden – m. E. sachgemäß – alle späteren griechischen Textformen zusammengefasst: Pre-Hexaplaric Revisions (kaige-Theodotion, Aquila, Symmachus), Hexapla und Post-Hexaplaric Revisions (Lukian; die von Hieronymus neben der lukianischen Revision genannte Hesychianische Rezension wird in Übereinstimmung mit dem derzeitigen Forschungsstand gar nicht erst erwähnt und fehlt auch im Register).

Das ganze Kapitel ist, wie auch die Überschrift andeutet, weniger auf die Textgeschichte konzentriert, sondern vor allem auf die Beschreibung der Textzeugen mit ihren jeweiligen Textformen. Insofern findet sich hier eine Fülle von Beispielen für unterschiedliche Lesarten, sei es der Qumrantexte gegenüber MT, sei es des Samaritanus, anderer hebräischer Texte und natürlich auch der Septuaginta bzw. deren anzunehmender hebräischer Vorlage.

Bei den Qumrantexten hat nun auch T. die Kategorie „Qumran Scribal Practice“ (100–105) von der inhaltlichen Klassifizierung nach MT-ähnlichen, Sama-

ritanus-ähnlichen, Septuaginta-Vorlage und Non-Aligned texts (107–110) getrennt (vgl. Kreuzer, Text, 132–138).

Bei den Übersetzungen bringt T. nur knappe Bemerkungen zu deren Entstehung oder Hintergründen, sondern konzentriert sich ganz auf die Relevanz für die Textkritik „The analysis below focuses on the text-critical importance“; 128). T. bringt zunächst eine Reihe von Beispielen, in welcher Weise sich zeitgenössische Exegese bzw. das zeitgenössische Verständnis der Texte in den Übersetzungen niederschlägt. Danach werden auch die wichtigsten Handschriften vorgestellt und es gibt einen umfangreichen Abschnitt über die Differenzen zwischen MT und LXX-Form der verschiedenen Bücher.

Die „Revisions of the Septuagint“ werden relativ kurz behandelt (je ca. 1 Seite). T. hält an der Verbindung der *kaige*-Rezension mit dem Namen Theodotion (aber nicht mit dem historischen Theodotion des 2. Jh.s) fest und spricht daher von *kaige*-Theodotion, datiert aber diese Revision, wie jetzt auf Grund der paläographischen Datierung der Naḥal Ḥever Rolle auch sonst allgemein angenommen, in das 1. Jh. v. Chr. „The presumed early date of *kaige*-Th, the middle of the 1st century BCE, eliminates the need for an assumed proto-Theodotionic translation“ (143) (wie sie früher auf Grund des Vorkommens theodotionischer Lesarten in Texten des 1. Jh., z. B. im Neuen Testament, postuliert worden war). Die Bemerkung: „Textcritical value: The text of *kaige*-Th reflects M“ (143) würde ich etwas offener formulieren. Sie gilt weithin, z. B. in 2Sam, dagegen hat *kaige* in 2Kön einen von MT etwas verschiedenen Bezugstext (siehe dazu das unterschiedliche Ausmaß an Kursivierungen und + in LXX.D).

Mit der Revision des Lukian (um 300 n. Chr.) ist ein schwieriges und umstrittenes Thema angesprochen. Ähnlich wie bei Theodotion gibt es das Problem, dass lukianische Lesarten schon lange vor Lukian, nämlich schon bei Josephus, im Neuen Testament und in der Vetus Latina, bezeugt sind. Während Rahlfs und andere die erwähnten Übereinstimmungen als späte sekundäre Einflüsse beiseite schoben, ist das bei den Übereinstimmungen mit den Qumranfunden nicht mehr möglich. Barthélemy hatte in Verbindung mit der Identifikation der *kaige*-Revision den sog. Lukianischen bzw. Antiochenischen Text als deren Grundlage identifiziert und praktisch als die alte Septuaginta („la vieille septante“, Barthélemy, Devanciers, 127) wenn auch mit Textverderbnissen im Lauf der Überlieferung, identifiziert. Das würde nicht nur zum Verzicht auf die Annahme einer lukianischen Rezension (zumindest in dem üblicherweise angenommenen Ausmaß) führen, sondern auch zu einer anderen Charakterisierung der ursprünglichen Übersetzung, nämlich im Sinn einer sachlich getreuen aber sprachlich besseren Übersetzung (was in vielen Fällen zugleich auch Rückwirkungen auf die Rekonstruktion der hebräischen Textgeschichte hätte). Leider wurde in der folgenden

Forschung zwar die kaige-Rezension rezipiert, nicht aber deren Kehrseite, die Neubewertung des Lukianischen bzw. Antiochenischen Textes.

T. folgt hier in seiner Darstellung noch dem oft vertretenen Kompromiss, die lukianische Rezension beizubehalten, aber einen hohen Anteil an protolukianischem Text zu erlauben. In diesem Zusammenhang ist neuerdings auch die Nähe zwischen lukianischem Text und 4QSam^a umstritten (147; allerdings verwendete der von T. dafür erwähnte Beitrag von R.J. Saley eine Methodik, die bei analoger Anwendung auch für MT nur minimale Übereinstimmungen ergeben würde).

Bei den verschiedenen Fragen der Entwicklung des (hebräischen) Textes erörtert T. auch die These von der Vereinheitlichung des hebräischen Textes bzw. der Durchsetzung des masoretischen Textes nach 70 n. Chr. („The Myth of Stabilization of the Text of Hebrew Scripture“; 174–180). Seine dezidiert vorgetragene These ist, kurz gesagt, dass der protomasoretische Text schon längere Zeit konstant überliefert wurde und dass nach 70 n. Chr. keine Vereinheitlichung erfolgte, sondern dass die anderen Textformen ihre Trägerkreise verloren hatten. Wie sich diese durchaus plausible These dazu verhält, dass m.W. auch schon in den Qumrantexten ab dem 1. Jh. v. Chr. vorwiegend die masoretischen Texte abgeschrieben und verwendet wurden, wäre zu überlegen. Lag es vielleicht doch auch an der Qualität des masoretischen Textes oder (/und) stand eine Autorität wie die Tempelbibliothek dahinter?

Im Kap. 4 wird die Tradierung des biblischen Textes erörtert, und zwar sowohl im Blick auf Schreibmaterial und Schreiberpraxis als auch auf die im Lauf der Zeit bis hin zu dem mittelalterlichen Masoreten erfolgte Gestaltung des Textes und die dabei erfolgten absichtlichen und unabsichtlichen Änderungen des Textes (Schreibfehler, Buchstabenverwechslungen etc.), die ihrerseits die Grundlage für die textkritische Argumentation darstellen. Auch hier gibt es eine Fülle von Beispielen, mit denen zugleich viele wichtige und markante Fälle der alttestamentlichen Textgeschichte erörtert werden.

Kap. 5 „Theorie and Praxis in Textual Criticism“ ist erstaunlich kurz (263–268) und hat praktisch in Kap. 6 „Evaluation of Readings (269–282) seine Fortsetzung. In Kap. 5 wird die Aufgabe der Textkritik faktisch als nur deskriptiv beschrieben: „In the light of this discussion it is now possible to formulate the aims and method of the textual criticism of the Bible. The study of the biblical text involves an investigation of its development, copying and transmission, and the creation of readings over the centuries.“ (265). Für die „Evaluation of readings“ erörtert T. (wiederum mit vielen Beispielen) die klassischen Kategorien von Äußerer und Innerer Textkritik (External Criteria, Internal Criteria) mit den bekannten Regeln, die allerdings alle ihre diversen Ausnahmen haben (ein Abschreibfehler ist zwar

vielleicht die *lectio difficilior*, aber nicht der ältere Text; Texte wachsen nicht nur an, sondern können auch absichtlich oder unabsichtlich [z. B. durch Homoioteuton] kürzer werden, sodass auch die *lectio brevior* nicht immer der ältere Text ist). T. kommt zu der „Regel“, dass es um die Wahl der für den Kontext angemessensten Lesart geht: „Therefore it is the choice of the most contextually appropriate reading, that is the main task of the textual critic.“ (281; so auch schon früher und auch in der deutschen Ausgabe). Mit diesem Kriterium wird freilich Textkritik zur Kunst, die schwer zu erlernen ist. Außerdem: Wird damit nicht eine vielleicht sperrige aber originale Lesart ausgeschieden und der Text eingeebnet? Natürlich weiß T. selbst: „This procedure is as subjective as can be“, aber er wendet sich damit ausdrücklich gegen einen in Lehrbüchern oft vertretenen zu großen Optimismus (Fn. 37). Was bleibt? „Common sense, rather than textual theories, is the main guide, although abstract rules are sometimes also helpful.“ (281) – Auf diesem Hintergrund scheint mir die Zielsetzung und Regel, dass die älteste Lesart zu suchen und die Entstehung der Varianten zu erklären ist (Kreuzer, Textkritik, 26) noch immer angemessen, sofern man sie mit „common sense“ verfolgt und sich der Subjektivität bewusst ist.

Auch bei Tov werden Konjekturen in einem eigenen Kapitel abgehandelt (Kap. 8) und hier wie auch in Kap. 9 „Scholarly and Non-Scholarly Editions“ und in Kap. 10 „Computer-Assisted Tools“ schöpft er aus dem reichen Fundus seiner Kenntnisse und Erfahrungen.

5. Fazit

Der Beitrag soll verdeutlicht haben, in welcher lebendiger Entwicklung sich das Feld der Textgeschichte und Textkritik des Alten Testaments bzw. der Hebrew Bible befindet. Insbesondere die Qumranfunde haben wesentliche Impulse gegeben und zum Teil ganz neue Perspektiven eröffnet, aber auch andere Textfunde, neue Editionen und auch Übersetzungsprojekte haben das Interesse am biblischen Text und seiner Geschichte neu belebt. – Wenn bzw. weil, wie es Würthwein im Schlusssatz seines Buches formuliert, „die Bemühung um den Buchstaben ... echte theologische Relevanz“ hat, ist zu wünschen, dass diese neuen Forschungen auch in der Exegese und im Ganzen der Theologie wahrgenommen werden.

Die hier vorgestellten Bücher wollen dazu ihren je eigenen Beitrag leisten. Beide vermitteln auf ihre Art den aktuellen Stand der Forschung und auch die Erkenntnis, dass vieles im Fluss ist. Beide Bücher sind umfangreicher geworden als ihre Vorgänger. Das Buch von Fischer ist wie sein Vorgänger stärker an Studierenden orientiert, das Buch von Tov stärker an gelehrten Leserinnen und Le-

sern. Beide erfüllen ihren jeweiligen Zweck für die Disziplin der Textgeschichte. Der Disziplin insgesamt wie auch der künftigen Ausgabe der Biblia Hebraica ist zu wünschen, dass sie die Gelehrten erreicht, aber dass sie auch die Studierenden gewinnt.